

Die Himmelfahrt

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 26

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Himmelfahrt

Stizze von Ernst Zahn

Mitten im Dorf ragt ein Hügel auf. Auf dem steht die Kirche. Wenn man zwischen ihr und der Mauer wandelt, die sie umfriedet, so sieht man in jedes Fenster im Dorf. Und wenn die Kirchenglocken läuten, fängt jedes Haus die Töne auf; denn die hohen Berge lassen sie nicht ins Unendliche hinaus, es sei denn, daß sie direkt in den Himmel flögen, der über Wartnellen blaut.

Seit dreißig Jahren ist Konrad Schürmann der Sigrift oder Mesner von Wartnellen. Mit zwanzig Jahren ist er's geworden, mit 50 ist er's noch, und nun steht er da oben auf dem Kirchhügel und schaut hinab ins Unterdorf, willig, wieder einmal, wie er das in seinem Leben hundertmal getan, einer Toten „ins End“ zu läuten.

Konrad Schürmann ist ein langer, hagerer Junggeselle, dem ein herbstgrasgrauer Bart auf die breite Brust fällt. Neben seinem Mesnerberufe betreibt er mit einer rüstigen, ledigen Schwester eine kleine Landwirtschaft. Aber Schürmann hat heute in den sonst bligenden blauen Augen, die dem verwitterten Gesicht etwas Lebenswilliges und Lebensstarkes geben, einen sonderbar verschleierte Ausdruck, eine heimliche Traurigkeit sitzen, und mit einer Spannung, fast einer Angstlichkeit hängt sein Blick an dem Trauerhaus im Unterdorf, dem mächtigen, neuzeitlich umgebauten Gasthaus zum Hirschen. Aus dem müssen sie bald den Sarg mit der Wirtin Hanna Lorez heraustragen.

Wirtin ist sie gewesen, aber keine von der resoluten und tüchtigen Art, wie es deren Landab und -auf viele gibt, sondern eine stille, zurückgezogene, die dem unternehmenden und weitbekanntem Hirschenwirt, ihrem Mann, zwar die Wäsche und die Vorratskammern wohl und still verwaltet hat, sich aber in den Gaststuben selten hat sehen lassen. Es heißt im Land, die Ehe sei nicht glücklich gewesen, das Gemsein Hanna habe nicht wohl zum rauhen Jäger Jost Lorez gepaßt. Das ist nicht ganz richtig. Die beiden haben schlecht und recht miteinander gelebt, keine Kinder bekommen, nicht viel Zeit für einander gefunden, aber es steht fest, daß der Jost heute mit aufrichtigem Bedauern von seinem Weibe ewigen Abschied genommen und vielleicht sogar sich erinnert haben wird, daß sie einmal das anmutigste Mädchen im ganzen Dorf gewesen ist.

Diesen Dingen hat Konrad Schürmann eben nachgedenkt. Nun läßt er sich auf eine Bank nieder, die an der Kirchenmauer steht. Ein Blick auf die Uhr hat ihm gezeigt, daß es noch eine Weile dauern kann, bis unten der Trauerzug sichtbar werden wird. Vielleicht drücken ihn auch die Erinnerungen auf den Sitzplatz nieder, die hunderte von Gedankenblitzen, die ihm, wie Raketen aus einer auseinanderfrachenden Feuerwerkschachtel, durch den Kopf fahren. In ihnen allen ist die Hanna Lorez, die einst Hanna Mattli hieß. Läuten soll er ihr nachher!

Mit der er einst als Knabe geläutet hat!

Im Glockenturm standen sie, Buben und Mädchen, und der damalige Sigrift ließ sie die Glockenstränge ziehen, gerade so wie auch er, Konrad Schürmann, die älteren Schüler wieder anspannt am Sonntag, wenn's ein Fest einzuläuten gibt. Noch sieht er, als wäre es heute, die blonde Hanna am Strang der großen Glocke hängen, während er sich mit der zweiten begnügt. Naht waren ihre weißen, runden Arme. Ihr offenes, weiß-blondes Haar flog wie im Wind und ihre langen, schlanken Beine schwangen im Auf und Ab der Glock mit einer Spannkraft und einer Anmut, daß einem ganz sonderbar wurde unter der Weste. Aber auch er selbst ergriff sein Seil, faßte das ihre mit, ließ mit ihr sich heben und senken. Geschwisterlich, mit einer

feltamen Harmonie der Körper und der Seelen flogen sie im Raum. Im Spiel, im Scherz.

Gleich war es vorbei und zu Ende. Rote Backen hatte nachher die Hanna, heiße Backen hatte auch er. Und Kameraden waren sie von da an. In- und außerhalb der Schule. Etwa auf einer Hausbank oder auf einem Felsblock in einer Matte. Oder auf einer Alp, auf die man miteinander gestiegen war.

Jahre flogen hin. Eine Nacht kam, eine Faschingsnacht. Und ein Tanz im „Hirschen“. Auch er, Konrad, und die Hanna drehten sich im Tanze. Und einmal in einer Pause traten sie aus dem Hause ins Freie hinaus, aus dem Leutetrubel und dem Stubendunst hinaus in die stille, sternklare Nacht, Hand in Hand verkrampft. Im Hauschatten standen sie, die Sterne über sich und hielten sich fest und küßten einander. Plötzlich aber schluchzte die Hanna auf und flüsterte: „Es ist heute das letzte Mal, Konrad.“ Er hatte es wohl kommen sehen. Sie war dem jungen wohlhabenden Hirschenwirt lange schon halb versprochen gewesen, neben dem er, der Kleinbauernsohn und Habenicht's nichts zu bestellen gehabt. — —

Jesses! Der Sigrift Konrad Schürmann fährt von seiner Bank auf und reckt den Hals. Es ist ihm, als höre er vom Dorf herauf die Laute einer sich nähernden Menschenchar. Und richtig, schon gewahrt er jetzt die lange, schwarze Schlange des Trauerzuges, die sich dem Kirchhügel nähert. Man erkennt an seiner Spitze den von vier Männern getragenen Sarg, der unter Blumen und Kränzen schwankt.

Schürmann erschrickt. Wie so ein langer, langsamer Bergmann eben erschrecken kann: Es wird ihm ein wenig wirt zumut. Er macht ein paar nach seiner Meinung eilige, aber im Grunde immer noch gemächliche Schritte dem Glockenturm zu. Der Weg ist kurz, aber er ist lang genug, um ihm Zeit zu lassen, innerlich noch ein wenig mehr durcheinander zu geraten. Kommt es von seinem Grübeln auf der Bank her, von dem Wiedererleben lang vergangener Dinge? Es ist ihm plötzlich, als käme nicht ein ganzer Zug von Menschen den Hügel herauf, sondern er denkt einzig und allein noch an den Sarg, den sie tragen, und an die Hanna Lorez, die einmal die Hanna Mattli war, die darin liegt.

Nur sie allein noch ist in seinem Gedächtnis, als er die Tür zum Glockenturm aufstößt.

Dann hängen die vier Glockenseile von seinen Augen. Dämmerig ist der Raum, aber grau, fast gespenstisch schimmern die Seile. Dort an dem dicksten hing sie, die Hanna, hier an dem zähen, zerzausten zog er selbst. Hei, wie das auf- und nieder-schwang! Hei, wie er und die Hanna und die andern in die Luft flogen! Und hei, wie das hallte und schallte und brauste, turmoben und turmaus, weiß Gott wohin!

Hanna! Hanna! Grüßen muß ich dich, denkt Schürmann. Läuten muß ich für dich! Deinen Einzug einläuten und deine Himmelfahrt!

Er ist nicht mehr er selber. Ein Zerfahrener ist er, ein übermühter Junger wieder, oder ein von heimlichem Kummer zer-rissener Mann. Er weiß nur halb, was er tut. Er faßt nach den Glockensträngen, nach allen vieren zugleich mit langen, starken Armen. Dann zieht er, schwer wie er ist, an den Seilen, an den Boden gestemmt die mustelstarken Beine, deren Füße keine schwingende Glocke, wie einst in Kindertagen, mehr vom Boden lösen kann. Breitspurig steht er und mit fast zornig entschloffenem Gesicht. Und läutet allein das ganze Glockengeläute von Wartnellen.

Der Hanna Lorez zu Ehren!

So haben die Dörfler nie noch ihre Glocken gehört.

Sie singen aus dem Turme, sie werfen ihre Töne wie klingende, jauchzende, bittende, betende Bälle in die Luft. Das ganze Tal ist davon erfüllt und dann die ganze Schale von Blau, die die alten, heiligen Berge tragen, und dann über allem der Himmel.

Der Himmel!

Freilich, in den will ja der Konrad die Hanna hinein läuten: Heißt sie willkommen da oben! Ade Hanna! Zieh ein mit Gott in die Ewigkeit!

Noch steht Schürmann und läutet und läutet und vergißt die Welt und die Wirklichkeit. Da geht die Turmtür zum zweiten Mal, und der Pfarrer tritt auf die Schwelle, der alte, ehrwürdige Mann im Trauergewand, wie er hinter dem Sarg geschritten. Er winkt dem Mesner. Er trägt eine halb erstaunte, halb erzürnte Miene.

Schürmann fährt zusammen und erwacht. Drei Seile entgleiten seinen Händen. Nur das eine bleibt ihm, an dem das Totenglöcklein hängt, das allein hätte klagen sollen, wenn eine Gräbt stattfand. Die Glocken verklingen. Auch das eine, dessen Seil der Mesner noch hält.

„Was macht Ihr auch, Schürmann?“ fragt der Pfarrer ein wenig atemlos vor Erregung, „es ist doch kein Fest und keine Hochzeit.“

Der lange Mann an den Glocken schüttelt den Kopf, schüttelt vielleicht die übel verwirrten Gedanken zurecht. „Über eine Himmelfahrt“, gibt er dann, noch immer nicht recht bei sich, zurück.

Der alte Pfarrer nimmt ihn beim Arm. „Kommt!“ befiehlt er. „Es ist hohe Zeit.“

Das Totenamt, bei dem Schürmann ihm zu assistieren hat, soll beginnen.

Und der Pfarrer tritt voran in die Sakristei. Es geht jetzt etwas wie fernes Verständnis durch seine lebenskundige Seele; er hat den Schürmann und die Tote von Kind auf gekannt. Er wirft noch einen Blick auf den Mesner, der sich eben das Mesnergewand überstreift. Von den Armen da, von dem Menschen, dem Konrad geschwungen! Und er finniert, der Pfarrer: Eine Himmelfahrt sei es, hat Schürmann gesagt! Ei, freilich ein großes Fest, dem viele Glocken läuten müssen, wenn sie ihm voran den Gruß eines Getreuen vor Gott tragen sollen!

Dann gehen die beiden ihres Amtes walten.

D'Oberaargauer-Trachtelüt uf ere Usfahrete mit Ross u Wage

Warum sött me nit einisch gah luege, wie schön das der Fröhlich und der Vorsummer wieder, trotz em Chrieg, üsi Heimet mit Loub und Bluescht usepukt het, hei üsi Trachtelüt und Jumpere geit. Mit Rotwägeli, Bregg und Gutsche so sie gägem Jurabärg übere gfare. Das isch e Luegi gsi, wo me schier all Lüt hät drmit chönne jalous mache, wo bei müesse deheime bliebe und zueluege. D'Sunne, wo lang vorhär hinger schwarze Wolche verstedt gsi isch, het's jiz du aber doch glächeret u si het fei es Wäse gha, mit dene sydige Chang-schang-Fürte und de glänzige Silberchötteli und Filigranhaste uf de sametige Chittelbrütkli, wo si das luschtige Fahri gseh het. Mit de Syddebänger vo de Rosshaarhübl het dr Mailust gangglet. Die guet ghabereete Ross sy cho z'trabe wie zue me ne Rohr us u millionisch schön het das trögelet und glöggelet uf dr Landsträß. Wär hät o das dankt, daß me die Rotwägeli und Chaise wieder einisch fräfelig dörfst us em Remise fürenäh, wo numme no ds Auto isch Trumpf gsi! Jä d'Zyten ändere, wenn dr Späck drab isch, hei früecher die alte Lüt geit. Aber göht jehz gah Autofahre ohni Bänzin! Drum chunnt me jehz wieder uf die gueti, alti Zyt zrugg. Mi lehrt sy wieder meh a däm fröie, wo i dr Röchi ischt. Was bruucht me doch ou weiß nit wie mänge Kilometer abzgrafe i dr Stung! — Mir hei schier nit gnue chönne luege, wie üse Himmwäter wieder einisch sy Sach gmacht het, wie-es e fei zwöiti Wältregierig besser mieh. Eh was für ne Mejepracht het es wieder einisch gäh i de Gärte: Guldgäli und lilafigi, wösi und roti Farbe dürenang sy ganzi Fläre über d'Trochemuure abeghanget. He nu, üsi Meitschi und Froue, wo dr-näbe brav wärche, müesse o öppis ha für d'Fröid. Nit vorgäbe heist es allwäg scho i dr heilige Schrift: „Der Mensch läbt nicht vom Brot allein“.

Gägewärtig redt me zwar wieder meh vom Brot und so-gar vo dr Anboufchlacht. Wo üser Heimatärde erwarte mir hüür e bsungers gägneti Arn. Doch isch es prezis, wie dr Mathias Gloudius geit het:

„Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
Doch Wachstum und Gedeihen steht in des höchsten Hand.“

U wie mir e so dür die Dörfer vo üser ängere Heimet fahre, dür Marwange mit em schöne, alte Schloß a dr Mare, mit de grüne Ufer und Böschige, de Niederbipp und Oberbipp und Wiedlisbach zue, müess me schier mit em Oberaargauerdichter finge:

„Oberaargau, Heimatländli, gägnet bist vom liebe Gott,
Wo dr Howacht bis zum Jura, fählt üs nit a Milch und Brot.“

Und wenn es eim bsungers guet geit, wie üs Trachtelüt bi dr Usfahrete, so söll me ou angerne Lüt e Fröid mache. Drum hei mir Trachtelüt planet, de Injasse vom oberaargauische Bepflegisheim z'Dettebühl e Bsuech abzstatte. Mir hei dene Lüt mit eme luschtige Programm usgwartet mit Bolchslieder, Bolchs-tänz, mit luschtige Jödeli vo üser schwyzrische Chranzjodlere Marti Bögli. Drzue het dr Trachtelgötli no ne Ansprach gha u i däm große Anstaltsaal mit 400 Mannli und Froueli het d'Sunne warm und heiter gschyne. Dr Herr Berwalter Büttigkofer und sy Frou hei üse Bsuech mit liebe Worte verdanket, u üserch soziale Gfüehl isch wieder einisch neu usgrüschet worde. Es wär guet, wenn me vo Zyt zu Zyt o uf d'Schattesyte vo dr Wält e chly meh gieng gah luege, mi wurdi de z'friedener und mir wurdi dra gmahnet, daß „wir, die wir stark sind, der Schwachen Gebrechlichkeit tragen helfen“. —

Z'Wange a dr Mare het es e längere Jimis-Halt i dr Chrono ggäh. U wo Trachtelüt sy, wird gliedet und dorset. Schön isch es, daß me sy us allne Dörfer zämetuet im glyche Sinn und Geischt, im Heimatgeischt und Brügge bout vo Möntsch zu Möntsch. Im Abesunneglanz isch d'Heimat gläge, wo mir wieder sy heizuegfahre. Und wie ne heimligi Fröid und e stille Dank isch es über eim cho und e Bepflichtig, dr Heimet z'diene.

Söttigi Gmeinschaftspfleg zur Erhaltung vo üsne heimatlische Güeter cha gwüß nit schade. Das isch o Dienischt em Land. Und daß es dene Lüt o süsch bsungers guet gfallt het, chönnt nit besser dartue, als dä Stoßjüfer vo ne re brave Trachtelütter: „Wenn i Witfrou wär, i tät gwüß numme no einisch hürate, daß i wieder chönnt gah Chaise-Fahre.“ Marie Schär.